

Drei alt-italienische Novellen

Autor(en): **Keller, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 22

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Grasse (Alpes-Maritimes). — Generalansicht.

Über 3000 Kilogramm Rosen sind im günstigsten Falle notwendig, um ein Kilogramm Rosenöl zu gewinnen. Das Rosenöl wird durch Destillation der Blumenblätter mit Wasser gewonnen, es sammelt sich auf der Oberfläche des Wassers allmählich an. Obwohl nur sehr geringe Mengen des Oeles sich im Wasser lösen können, so reichen sie doch aus, um diesem einen sehr starken Duft zu verleihen. Die meisten Rosen von Grasse dienen zur Herstellung von Rosenpomade und werden zu diesem Zweck in Fett maceriert. Während solche Rosenpomade den fast unveränderten Duft frischer Blüten bewahrt, weicht das Rosenöl in seinem Wohlgeruch etwas von ihnen ab. Der Pomade entzieht man mit Alkohol das Esprit de Rose, eines der feinsten Parfüms. Außer den bereits genannten werden Veilchenblüten, Mimosen, Nelken, Keseden, Geranien, Zitronenmelisse, Estragon, Pfefferminze, Rosmarin, Lavendel und Thymian verarbeitet. Etliche davon wachsen wild und werden im Sommer von Frauen und Kindern auf den Hügeln der Umgebung gesammelt.

Grasse hat 32 Parfümfabriken. Die Fremden, die sie zu besichtigen wünschen, werden in zuvorkommender Weise empfangen und in allen Räumen herumgeführt. Man hat also offenbar keine Angst vor Nachahmungen, und das ist auch nicht nötig, denn diese Industrie ist mit dem Blütenreichtum der ganzen Gegend so verankert, daß sie nicht so ohne weiteres anderswohin verlegt werden könnte. Auch hat man das Gefühl, daß die Arbeitskräfte in der französischen Provence noch bedeutend billiger sind, als in andern Gegenden. In den Parfümerien arbeiten hauptsächlich Frauen. Man findet keine großen Fabriksäle, keine surrenden und pressenden Maschinen, sondern Laboratorien. Und in diesen Laboratorien wird peinlich genau gearbeitet: „Exaktheit ist die erste Forderung in unserer Arbeit“; „Süßlichkeit und Zuvorkommenheit gegenüber den Fremden und den Kameraden kennzeichnen den guten Arbeiter.“ Solche und ähnliche Sprüche stehen an den Wänden dieser Arbeitsräume. Zu beherzigen wären sie sicherlich noch an vielen andern Orten.

Man zeigte uns die Destillationsapparate, die Chassis, hohe Schichten von in Holz eingerahmten Glasplatten, auf welche jeweils das Fett gestrichen und die frischen Blüten gestreut werden. Diese Blüten müssen täglich erneuert werden, bis das Fett sich ganz mit Duft gesättigt hat. Das dauert bei Jasmin z. B. 30 Tage, bei Veilchen 14 Tage. Der Duft wird nachher dem Fett mittelst reinem Alkohol entzogen und dieses für die Seifenfabrikation verwendet. Im zweiten Verfahren destilliert man die Blüten mittelst

Wasser und erhält so die bereits genannten Essenzen. Diese kommen dann erst noch in die großen Parfümfabriken im Innern Frankreichs, wo sie zu Parfüms jeder Güte zerschnitten und gemischt werden. Keine Erzeugnisse von Grasse bekommt der Konsument wohl selten zu kaufen, außer er würde sich in der Fabrik selbst umsehen. Dafür hat man allerdings Gelegenheit. Jede Fabrik hat einen luxuriös eingerichteten Verkaufsraum, wo man sich mit Düften, Salben, Pomaden, Puder u. verproviantieren kann. Man steht hier meistens in einer Wolke von Wohlgerüchen und nicht genug, beflissene Verkäuferinnen kommen mit dem Zerstäuber und stampeln uns zu wandernden Reklamen. Der Duft sitzt heute noch in meinem Mantel und ruft mir den schönen Tag von Grasse in die Erinnerung zurück. A. V.

Drei alt-italienische Novellen.

(Uebersetzt von S. Keller.)

Edelmut.

Von F. Pananti.

Ein guter Mann hatte drei Söhne, unter die er sein Erbe teilte. Uebrig blieb noch ein Diamant von seltenem Wert, den der Vater demjenigen seiner Söhne geben wollte, der im Zeitraum eines Jahres die schönste und edelste Handlung vollbringe.

Die drei Brüder zogen fort und kehrten zur festgesetzten Zeit wieder zurück. Der Erstgeborene erzählte: „Während dieser Zeit hat mir ein Fremder all seine Habe anvertraut; er hatte kein anderes Pfand von mir als mein Wort. Aber ich habe ihm alles wieder so zurückgegeben, wie er es mir anvertraut hatte, nach dem Gesetz der Religion.“

„Du hast getan, was zu tun deine Pflicht war“, antwortete der Vater, „hättest du nicht so gehandelt, dann könnte man vor Schande sterben, denn Ehrlichkeit, Rechtchaffenheit ist heilige Pflicht. Deine Handlung ist darum nichts anderes als ein Akt der Gerechtigkeit, sie ist aber keine edelmütige Tat.“

Der Zweitälteste sprach: „Ich befand mich am Ufer eines wilden Flusses, als ein Knabe hineinfiel und zu ertrinken drohte. Ich warf mich sofort ins Wasser und rettete ihn, so mein eigenes Leben auf das Spiel setzend.“

„Das nennt man Menschlichkeit“, sagte der alte Vater, „aber nicht Edelmut.“

Da erzählte der dritte Sohn, wie er seinen Todfeind antraf, als dieser am Rande eines Abgrundes eingeschlafen war und die kleinste Bewegung ihm den Tod gebracht hätte, und wie er ihn so vorsichtig als möglich geweckt habe, um ihn aus dieser lebensgefährlichen Lage zu befreien.

„O mein guter Sohn“, rief der alte Vater aus, ihn umarmend, „du hast den Diamanten verdient!“

Die Mönche und der Händler.

Von Leonardo da Vinci.

Die Franziskaner-Mönche haben zu bestimmten Zeiten des Jahres ihre Fastentage, an denen sie in ihren Klöstern kein Fleisch essen dürfen.

Es geschah einmal, als zwei dieser Mönche sich auf einer Reise befanden, daß sie in einem kleinen Wirtshaus

mit einem reisenden Händler zusammentrafen und sich mit ihm an den gleichen Tisch setzten. Doch die armelige Gaststätte konnte ihnen nur ein einziges gesottenes Huhn bieten. Der schlaue Händler, der befürchtete, dieses könnte kaum für ihn genügen, wandte sich an die Mönche und sagte: „Wenn ich mich recht erinnere, so ist jetzt Fastenzeit, in der ihr keine Art von Fleisch essen dürft.“ Die armen Mönche waren nach der Ordensregel des heiligen Franz gezwungen, dies zu bejahen, und der Händler, glücklich über seine listige Frage, aß das ganze Huhn für sich allein auf. Die zwei verdutzten Franziskaner konnten indeß mit gierigen Blicken zusehen, wie das schöne Huhn verschwand und mußten sich mit Suppe und Reiß begnügen.

Als die drei gefättigt waren, brachen sie zusammen auf und gingen miteinander fürbaß. Nachdem sie einige Zeit gewandert waren, alle drei zu Fuß — die Mönche aus Armut, der Händler aus Geiz — kamen sie an einen ziemlich tiefen und breiten Fluß. Einer der Mönche — beide waren barfuß — lud den Händler auf seine Schultern, um ihn über das Wasser zu tragen. Doch als er mit ihm in der Mitte des Flusses angelangt war, stand er plötzlich still wie seinerzeit der heilige Christophorus, wandte sein Gesicht dem Händler zu und fragte: „Sag mir einmal, trägst du Geld bei dir?“ — „Wie kannst du nur denken“, entgegnete dieser fast beleidigt, „daß wir Kaufleute ohne Geld herumreisen würden?“ — „Ach“, sagte darauf scheinheilig der Mönch, „unser Orden verbietet uns, Geld zu tragen“, und warf den Händler in Wasser.

Wie Ghino von Tacco einen Abt heilte.

Von St. Bernhardin von Siena.

Ghino von Tacco war ein weiser Mann.

Eines Tages begegnete ihm ein feister Abt, der ins Bad nach Petrinuolo gehen wollte, um dort eine Entfettungskur zu machen. Da sagte Ghino zu ihm: „Wohin geht Ihr?“ Jener antwortete: „Ich will nach Petrinuolo ins Bad.“ — „Woran leidet Ihr denn?“ — Der Abt entgegnete: „Ich gehe hin, da man mir gesagt hat, daß ich dort wieder ganz gesund werde, weil man dort nicht essen darf, was man gerne möchte.“ Ghino sagte: „Da laßt nur mich machen. Ich werde Euch heilen, wie es sonst kein Bad und kein Mensch und niemand kann auf der Welt.“

Der dicke Abt war's zufrieden, und Ghino schloß ihn in ein vergittertes Zimmer ein und gab ihm ein paar Tage nur eine Handvoll Bohnen zu essen und ein wenig frisches Wasser zu trinken. Der Abt, um nicht Hungers zu sterben, aß von diesen Bohnen und trank das Wasser. Nach Verlauf von vier Tagen ließ ihm Ghino ein klein wenig Brot geben und wieder Wasser dazu. Er aß dieses Brot, das ihn wie der feinste Lederbissen dünkte. Am folgenden Tag bekam er wieder ein wenig von diesem trockenen, verschimmelten Brot und Wasser dazu. Auf diese Weise ließ Ghino wieder einige Tage vergehen, dann endlich nahm er ihn aus dem Zimmer und fragte ihn: „Wie dünkt es Euch nun um den Magen herum? Nicht wahr, viel besser?“ — „O, o, o, mir ist, als könnte ich Steine essen!“ rief der Abt aus. Sagte Ghino: „Glaubt Ihr, daß Ihr im Bad auch so schnell geheilt worden wäret?“ — Der Abt mußte verneinen. — Ghino: „Wie viel hättet Ihr im Bad bezahlen müssen für eine Kur?“ — Sagte der Abt: „Ungefähr sechzig Florinen.“ — Ghino: „Jetzt gebt Ihr mir dieses Geld, dann bin ich zufrieden; die Hauptsache ist, daß Ihr nun geheilt seid.“

Als der Abt dann nach Rom ging und gefragt wurde, wie er so schnell von seiner Dickleibigkeit geheilt worden sei, erzählte er, daß Ghino ihn kuriert habe. Und jedem, der auch an diesem Uebel litt, riet er: „Geht zu Ghino von Tacco!“

Der Engelwirt.

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Sechstes Kapitel.

„So? gibt's einen Buben?“ Dies schalkhafte Wort seiner Frau klang ihm während der Heimfahrt plötzlich im Ohre wieder, und er hielt unwillkürlich mit einem harten Rud das Roß an; an den Ohren desselben, die sich vergebens durch Zucken der schwärmenden Schweißmüden zu wehren suchten, schaute er vorbei ins Weite, sah aber nichts als die beiden gequälten, unsteten Ohren und schämte sich, als stehe seine Frau vor ihm, blide ihn mit ihren grauen, klugen Augen ruhig an und lächle ein wenig, und er zuckte zusammen und hätte sich gerne verkrochen; da er das aber nicht konnte, schrie er: „Dunderschieß! Kannst du am End alles? Gud nicht so dumm, oder —!“ Als er inne ward, daß er gesprochen hatte, sah er sich um, nahm die Zügel auf und brummte: „Dummes Zeug! heim muß ich ja doch! Sie soll mir nur kommen!“ und trieb den Schimmel an.

Als die Frau am andern Tag durch teilnehmende Gäste das freudige Ereignis erfuhr, dachte sie in sich hineinlächelnd: „A, darum ist er so still!“ ließ ihn aber gar nichts merken. Sie hoffte, durch diesen fühlbaren Nasenstüber müßte der Mann zur Vernunft kommen und das Verhältnis ein Ende finden; man hatte es ja schon erlebt, daß ein Dutzend Kinder nacheinander Mädchen waren und dann erst kein Knabe mehr kam. Belchämt und kleinlaut genug schien er ja, und so freute sie sich denn in friedfertigen Gedanken auch schon auf die Stunde, wo er in raubbauziger, stachtliger Zerknirschtheit sich ihr langsam und plump nähern und es nur eines milden, harmlosen Wortes von ihr bedürfen würde, um Rauheit und Stacheln von ihm abzustreifen und die hilflose Reue des weichen, eigensinnigen Kindes übrig zu haben. Er aber erwartete von Tag zu Tag eine spitze oder schadenfrohe Bemerkung von ihr, auf die er ihr dienen und damit die herrschende schamhafte Spannung brechen könnte, und wie er umsonst wartete, so erhob sich und wuchs der Troß in seinem viereckigen Schädel. Wohl fühlte er ein Unrecht gegen seine Frau; aber durch die Enttäuschung und deren Hohn war er so verwundert und gereizt, daß er keinen Weg zum Recht und zum Frieden fand und nur trotzig sein Bewußtsein zu betäuben suchte.

War es ihm in der Wochenstube, unter der Wucht des plötzlichen Schlages nicht gelungen, seine Enttäuschung zu verbergen und der Schadenfreude der Leute zuvorzukommen, so vermochte er nachher doch ziemlich gut, sich der lauernden und forschenden Neugier ganz zufrieden und vatervergnügt zu zeigen, und ob er die Taufe nun auch gern gespart hätte, so erwiderte er doch auf die erste, leise Anspielung ganz lustig: „Freilich gibt's eine Tauf! und was für eine!“ und dachte: „Grad zu Leid, ihr Kogen! Ihr habt mich noch lang nicht!“

Und am zweiten Sonntag nach der Geburt war die Taufe, und zu dem darauffolgenden Essen im „Rebstod“ war durch einen an der Wirtschaftstür angeklebten Zettel eingeladen, wer Lust hätte.

Die Dorfkirche war gestopft voll, auch blieb nach dem Gottesdienst alles zur Taufe da, und trotzdem es während der Handlung tüchtig zu regnen anfang, standen doch, als der Täufling fortgetragen wurde, die Kirchgänger dichtgedrängt vor der Tür, und es kostete die immer noch blasse Agathe manch volle Blutwelle vom Herzen zum Kopf, bis sie zwischen dem Gezißel und Gewißel hindurch war. Sie hatte keine Freude an der Taufe; aber was wollte sie gegen den Engelwirt machen und gar gegen ihre Sippe! Und es mußte nichts, daß sie, dem Wirtshaus zu entgehen, die Arbeit mit dem Kinde vorrückte, das naß liege und frisches Zeug haben müsse; das sei nicht das erste Kind, das von der Taufe ins Wirtshaus mitgenommen werde! hieß es,